

Politische Theorie im Modus dystopischer Narrative

Kommentar zu „Mehr Dystopie wagen?“ von Eva Marlene Hausteiner

*Marcus Llanque**

Der Beitrag „Mehr Dystopie wagen?“ von Eva Marlene Hausteiner berührt einige Grundsatzzfragen politikwissenschaftlicher Forschung, darunter das Verhältnis von Politik und Literatur und die Frage des Umgangs mit Zukunftsmodellen. Sie sieht in der Literatur, aber auch in der aktiven Politik eine „Dystopiekonjunktur“ am Werk, die, angefeuert durch die erwartete Klimakatastrophe und die jüngste, weltumspannende Pandemie, in drastischer Eindringlichkeit Untergangsvisionen vermittelt. Wie soll die Politikwissenschaft im Allgemeinen, die Politische Theorie im Besonderen damit umgehen? Hausteiners Vorschlag lautet, die Politische Theorie solle sich eingehender mit solchen Dystopien beschäftigen. Auf der Suche nach einem konstruktiven Umgang mit Dystopien unterscheidet Hausteiner nach dystopischen Szenarien einerseits und dystopischen Erzählungen andererseits. Ersteres ist eine im Politischen Denken vertraute und etablierte Form des Umgangs mit Zukunft: „prognostische Krisenszenarien und realistische Gedankenexperimente“ erlauben es, Zukunftsentwicklungen in den Blick zu nehmen, ohne der wissenschaftlichen Erwartung nach Sicherheit der Vorhersage zu erliegen. Aus Hausteiners Sicht ist es fraglicher, wie mit dystopischen Erzählungen umzugehen ist. Hier sieht Hausteiner bei aller Vorsicht, wonach solche Narrative zwar „horizontenerweiternd“, aber immer auch „blickverengend“ wirken können, Chancen einer weiteren Anwendung des *narrative turns* in der Politikwissenschaft.

Der diskursive Leitbegriff hier ist „Dystopie“. Damit beginnen bereits die methodischen Probleme. „Dystopie“ ist ein Gattungsbegriff, der bestimmte Texte in einen diskursiven Zusammenhang stellt und damit in eine Nähe zueinander rückt, andere dagegen hiervon entfernt. Wenn es Untergangsszenarien sind, die Dystopien gegenwärtig auszeichnen, so stellt sich die Frage, wie sich dieser Diskurs zu Nachbardiskursen verhält, etwa zu Texten, in welchen Apokalypsen in den Mittelpunkt der Zukunftserwartung gestellt werden. Das würde auch jene Narrative einbeziehen müssen, die aus der Zukunftserwartung eine unmittelbare Legitimation drastischer Handlungsstrategien in der Gegenwart ableiten, vor allem in den USA (vgl. O’Leary 1994). Dazu gehören aber auch Texte, welche die weitere Entwicklung der Gesellschaft unter dem Eindruck revolutionärer technologischer Umbrüche und ihrer Folgen in epochalen Dimensionen schildern (vgl.

* Marcus Llanque, Universität Augsburg
Kontakt: marcus.llanque@phil.uni-augsburg.de

Mazurek 2014). Hier gibt es eine reiche Ideengeschichte der Rezeption und des Umgangs mit apokalyptischen Vorstellungen, die freilich in ihrer Gänze weiterhin nur unzulänglich aufbereitet ist (vgl. Bull 1995), aber berühmte Einzelstudien aufweisen kann (vgl. Walzer 1965). Oder hat die diskursive Grenzziehung der Dystopien mit dem Merkmal zu tun, überhaupt Aussagen über den weiteren Verlauf der fernen und fernsten Zukunftsentwicklung zu machen? Dann berührt der Diskurs auch den Bereich der Geschichtsphilosophie. Das meint weniger ein Verständnis der Geschichtsphilosophie, das sich mit der Strukturierung der vergangenen Geschichte beschäftigt (vgl. Angehrn 2012), sondern die durch gegenwärtig drängende ethische und politische Fragen inspirierte Geschichtsphilosophie, die Zukunftsprognosen macht (vgl. Rohbeck 2013). Noch klarer wird dies mit Blick auf die Geschichtsphilosophie politischer Ideologien, etwa die liberale Fortschrittsvermutung einer immer vernünftiger werdenden Gesellschaft oder die sozialistische Emanzipationsvermutung bezüglich des weiteren Verlaufs der Gesellschaftsgeschichte. Letzteres hatte bekanntlich die Folge, die Zukunft als Legitimitätsressource zu nutzen. Das führte unter anderem zur Selbstüberschätzung einer politischen Partei, die im vermeintlichen Wissen darum, was sich als weitere Zukunft „notwendigerweise“ erweisen würde, sich legitimiert sah, in der Gegenwart entsprechend zu intervenieren. Die wissenschaftlich-technologisch motivierte Zukunftsvision läuft nicht weniger Gefahr, ideologisch zu werden und als Legitimitätsressource missbraucht zu werden und sie steht vielleicht sogar in einer spezifischen Nachfolge zum liberalen Erbe.

Die Stoßrichtung von Hausteiner will aber andere Diskursgrenzen hinterfragen, vor allem die zwischen szientistischer Politikwissenschaft und Literatur. Utopische wie dystopische Beiträge haben nicht nur einen fiktionalen, sie haben regelmäßig einen literarischen Charakter. Das verhindert nicht, dass sie zum Gegenstand politikwissenschaftlicher Forschung gemacht werden können. Ob sie aber selbst bereits als Teil dieser Forschung begriffen werden können, ob also Politikwissenschaft sozusagen im Modus der Literatur operieren kann, das scheint hier die provokante Frage zu sein. Nichts liegt weiter voneinander entfernt als die abstrakten Strukturanalysen, die sich in mathematisch berechneten Graphen ausdrücken können und so die Aura der Objektivität ausstrahlen einerseits und die narrative Verarbeitung politischer Probleme, die vielleicht als Meinungsbeitrag, doch kaum als wissenschaftlich ernst zu nehmender Beitrag verstanden werden können andererseits, so könnte man annehmen. Hier bietet jedoch die Zukunft einen Forschungsgegenstand, der vielleicht sogar zwingend wenigstens in einer pluralen Weise behandelt werden sollte. Denn trotz des Anscheins der Objektivität erweisen sich viele Zukunftsprognosen, selbst solche der unmittelbaren Zukunft, als falsch (zum Beispiel die oil-peak-Prognose oder bestimmte demographische „Berechnungen“ der Bevölkerungsentwicklung), vermitteln aber im Augenblick ihrer Genese den Anschein des Wissens. Literatur hingegen versucht erst gar nicht, „Wissen“ zu suggerieren. Ihr Adressat ist die Urteilskraft, darin ist Hausteiner unbedingt zuzustimmen. Statt zu behaupten, ein Wissen von der Zukunft zu haben oder zur Verfügung zu stellen, wird die Möglichkeit künftiger Entwicklung auf eine konkrete und anschauliche, damit aber womöglich auch in einer emotional aufwühlenden Weise vermittelt, doch nicht, um auf dieser „Datenbasis“ verantwortliche Gegenwartspolitik zu legitimieren, sondern um die politische Urteilskraft darin zu schulen, auch damit umgehen zu können, was gegenwärtig noch unmöglich oder jenseits der Fassbarkeit zu sein scheint.

Ist eine Dystopie schon vorhanden, wenn es nur um die narrative Zuspitzung einer einzelnen Entwicklungslinie (Klimakatastrophe) mit Blick auf ihre zukünftigen Folgen

geht? In Analogie zur Utopie sollte von einer Dystopie als einem politikwissenschaftlich relevanten Beitrag nur gesprochen werden, wenn es sich um einen kompletten Gesellschafts- und Politikentwurf handelt, der solche Ereignisse oder Zustände wie beispielsweise die Klimakatastrophe als Kontext für die Wandlung von Politik und Gesellschaft in toto begreift und die möglichen Konsequenzen für Politik und Gesellschaft als Ganzes durchspielt. Die utopische wie die dystopische Literatur ist dann insofern politikwissenschaftlich relevant, als sie vollständige Modelle von Politik und Gesellschaft erarbeitet, welche ihrerseits auf ihre Kohärenz hin analysiert werden können. Hier kann studiert werden, wie der aus gegenwärtiger Sicht vielleicht überraschende oder unerwartete, jedenfalls von vielen nicht für die unmittelbare Zukunft erwartete Wandel politischer und gesellschaftlicher Strukturen die Kontextbedingungen für die Praxis vertrauter Normen und Institutionen verändert. In diesem Sinne handelt es sich um eine gewissermaßen komparative Forschung, nur dass die zum Vergleich mit vertrauten politischen Systemen herangezogenen Fälle fiktiv sind.

Die institutionelle Perspektive wird nämlich von den wichtigsten und am nachhaltigsten rezipierten Utopien und Dystopien (wie namentlich Thomas Morus' *Utopia* oder George Orwells *1984*) sehr wohl bedient. Was hier hinzu kommt, und dies berührt das Verhältnis von Politik und Literatur, ist die Konkretion und Anschaulichkeit der Schilderung der entsprechenden Ordnung, welche nicht in der Sprache abstrakter Prinzipien und Strukturen vorliegt, sondern vor allem durch die lebendige Schilderung des Alltags erfolgt und in den Protagonisten Focalizer errichtet, welche die Distanz von Rezipient und Rezipiertem deutlich verringern. Die Anschaulichkeit der Schilderung wird jedoch zur Schwäche, wenn sie literarischen Imperativen folgt und den Schrecken zum Leseerlebnis der Katharsis macht, welche es erlaubt, den Horror zu genießen, statt sich damit intellektuell auseinanderzusetzen.

An Dystopien die Erwartung der Modellskizzierung vollständiger Modelle von Politik und Gesellschaft in der Zukunft zu stellen erlaubt es auch, sie von dystopischen Zuspitzungen in der gegenwärtigen Debatte zu unterscheiden, welche dystopische Topoi als rhetorisches Mittel des Alarmismus einsetzen. Hier geht es nicht um ein vollständiges und in sich kohärentes Modell künftiger Politik, sondern der Schrecken einer angenommenen Zukunft soll helfen, in die Gegenwartspolitik zu intervenieren, insbesondere ihre Prioritäten zu verändern. Wenn es dann nicht bei der fiktional-spielerischen Darstellung bleibt, sondern das als eindeutig behauptete Wissen von der Zukunft nur auf rhetorische Weise mobilisierend zugespitzt wird, dann kann der Punkt erreicht werden, an dem das angebliche Wissen über den künftigen Fortgang als Legitimitätsressource dient, um politische Maßnahmen von der Notwendigkeit demokratischer Zustimmung zu befreien.

Es ist nicht die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften, eine Prognostik des Klimawandels vorzunehmen oder naturwissenschaftlich zu kritisieren. Die Frage ist vielmehr, was die möglichen oder die erwartbaren Konsequenzen naturwissenschaftlich prognostizierter Entwicklungen auf Politik und Gesellschaft und vor allem: auf die Deutungspraxis des Menschen sein können. Die Klimakatastrophe ist nicht das Ende aller Politik. Wäre erst einmal die heute angenommene zeitliche Schwelle überschritten und der Umschlag des Klimas nicht mehr aufzuhalten, könnte dies kollektiv-egoistische Konsequenzen apokalyptischen Ausmaßes für die Politik und Ethik haben („Nach mir die Sintflut“). Das kann die gleichwohl bestehen bleibenden Möglichkeiten des menschlichen Einflusses im Kampf gegen eine weitere Verschärfung des Klimas und den Umgang mit den Folgen der Klimaveränderung beeinträchtigen. Die überspitzte Erzählung des Unter-

gangs kann man freilich nicht mit jenen kausal-rationalen Modellen konterkarieren, welche zuvor die Unaufhaltsamkeit der Katastrophe nahe legen. Gegen Narrative helfen nur Gegennarrative, also etwa Krisenerzählungen, welche die Handlungsmöglichkeiten des Menschen thematisieren, die auch unter extremsten Bedingungen vorhanden sein können. Der zu recht angemahnte Mut zur Dystopie sollte daher begleitet sein von einem Mut zur Utopie, sofern diese die vielleicht größte Gefahr der Gegenwart für die Zukunft bekämpfen hilft, Gleichgültigkeit und Quietismus.

Literatur

- Angehrn, Emil, 2012: *Geschichtsphilosophie. Eine Einführung*, Basel.
- Bull, Malcolm, 1995 (Hg.): *Apocalypse Theory and the Ends of the World*, Oxford.
- Mazurek, Marcin, 2014: *A Sense of Apocalypse Technology, Textuality, Identity*, Frankfurt (Main).
- O'Leary, Stephen D., 1994: *Arguing the apocalypse. A theory of Millennial Rhetoric*, Oxford.
- Rohbeck, Johannes, 2013: *Zukunft der Geschichte. Geschichtsphilosophie und Zukunftsethik*, Berlin.
- Walzer, Michael, 1965: *The Revolution of the Saints. A Study in the Origins of Radical Politics*, Cambridge (Mass).